Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 30.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 93. **Freitag** den 20. Februar 1903. **97. Jahrgang.**

Das Glaubensbekenntnis des Kaisers.

Als vor kurzer Zeit Prof. Delitzsch, der Assyriologe der Berliner Universität und Sohn unseres früheren Leipziger großen Theologen, einen zweiten Vortrag über die Ausgrabungen zu Babylon hielt, erregten seine Ausführungen die Gemüter in hervorragender Weise. Was Prof. Delitzsch in jenem Vortrage ausführte, das war nichts mehr und nichts weniger als eine Verschiebung der Grundlagen, auf denen unsre christliche Religion aufgebaut ist, das waren Hypothesen und Annahmen wie man sie bisher so offen in einem Kreise, in denen sich der Kaiser und die Kaiserin befand, noch nicht ausgesprochen hatte. Professor Delitzsch erntete für seine Ausführungen bei einem Teile der Zuhörer Beifall, bei einem andern begegnete er bedenklichem Kopfschütteln und energischer Opposition. Es lag in der Natur der Sache, daß man durchaus wissen wollte, wie sich der Kaiser zu den Ausführungen Delitzschs stellt, und es wird daher in ganz Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus mit Freude begrüßt werden, daß der Kaiser in dem von uns heute früh mitgeteilten Schreiben an Admiral Hollmann seine Stellung zu den Ausführungen Delitzschs unumwunden kennzeichnet. Dieses Schreiben wird vielen aus der Seele sprechen und unendlich viele werden in der Auffassung über den christlichen Glauben mit dem Kaiser übereinstimmen. Was vor allem betont werden muß, das ist, daß der Kaiser die freie Forschung nicht perhorresziert, daß er ausdrücklich auf sie verweist, daß er aber freilich nicht wünscht, daß noch nicht geklärte Anschauungen, unbewiesene Leitsätze, die das Höchste, was wir besitzen, unsre Religion, betreffen, in die Menge geschleudert werden und dort als Axiome und bewiesene Tatsachen verbreitet und verarbeitet werden. Jedermann wird dem Kaiser zustimmen, wenn er die theologischen Streitfragen in den engen Kreis der Theologie verweist, ohne damit freilich dem denkenden Menschen ein Hindernis bereiten zu wollen, durch eigenes Nachdenken die Wahrheit zu erforschen und im Innern mit sich selbst über die Anschauung von Welt, Gott, Glauben einig zu werden.

In einem Staate, den einst der alte Fritz regierte, würde es gewiß unangebracht sein, starren Buchstabenglauben von den Mitbürgern zu verlangen, wohl aber ist es notwendig, daß die Jugend in der überlieferten Form die Begriffe von der christlichen Religion erhält, wie sie seit Luthers Zeit dem evangelischen Volke in Fleisch und Blut übergegangen sind und als eine Stütze des Gemüts und des Charakters, als ein Schutz des Geistes und, im Gegensatz zu Rom, auch der freien geistigen Entwickelung sich bewährt haben. Wenn in seinem dritten Leitsatz der Kaiser sich in einem scheinbaren Gegensatz hierzu ausspricht, insofern sich die Grundlagen für diese Form, das alte Testament, durch wissenschaftliche Forschungen ändern können, so sagt er etwas, was die freiere Richtung unserer evangelischen Kirche schon längst zugegeben hat. Nicht alles, was im alten Testament steht, kann für uns als ein wesentlicher Bestandteil der Grundlage unseres Glaubens angesehen werden, viel, allzuviel ist Beiwerk, allein der Grundzug, der durch das alte Testament geht, die Darstellung des Gottesbegriffes, wird nimmermehr durch Ausgrabungen geändert werden können. Sie ist rein geistiger Natur, sie ist kein historisches Argument, sondern sie ist eben Glauben. Es gibt viele Religionen, die nur einen Gott kennen, es giebt aber nur eine, deren Wurzeln im alten Testament stecken und deren blühender Stamm im neuen Testament verkörpert ist. Was wir alle Tage in der Wissenschaft der Theologie erleben können, die Anerkennung neuer Tatsachen, das erleben wir tatsächlich alle Tage in der Naturwissenschaft. Hier lösen sich Leitsätze und Entdeckungen mit einer fast erschreckenden Häufigkeit ab und niemand nimmt daran Anstoß. Jeder Stein, der zur Erkenntnis beigetragen wird, ist ein Baustein zu dem großen Gesetze des Weltalls, des Aeußeren, das uns umgiebt, jede neue Tatsache, die geeignet ist, die Geschichte unserer Religion zu ergänzen oder zu ändern, trifft unser Inneres und es ist jedes eigene Sache, sich mit seinen Gedanken über sein Verhältnis zu Gott, mit der Anfechtung oder der Verteidigung, die sein Glaube erfährt, abzufinden. Der Eine braucht dazu eine äußere Anregung, eine äußere Stütze, der Andere ist in sich gefestigt genug, um das mit sich allein abmachen zu können. Die Hauptsache bleibt, daß er mit dem ersten Leitsatze des Kaisers, den Glauben an Einen Einigen Gott, übereinstimmt. Für das Verstehen, für die Ausgleichung der Gegensätze ist die Form unserer religiösen Erziehung die Grundbedingung.

Im Schreiben des Kaisers dokumentiert sich das Bekenntnis zu einem persönlichen Gott und doch weht ein pantheistischer Zug durch dasselbe. Die Pantheisten finden die Offenbarung Gottes in jedem Wesen, der Kaiser findet sie anscheinend nur in einigen Persönlichkeiten. Er stellt die der Welt kundgewordenen Taten einzelner Geister als eine Offenbarung hin, ohne ausdrücklich zu betonen, daß es tausende und abertausende Menschen gab, gibt und geben wird, die in ihrem der großen Welt unbekannten Wirken den göttlichen Geist vielleicht ebenso gut oder besser verstanden und offenbarten, als die von ihm hervorgehobenen. Das ist seine andere Auffassung. Wenn es daher auch viele geben wird, die nicht mit dem Kaiser in allem übereinstimmen in dem, was er gesagt hat, so wird ihm doch das deutsche Volk für sein Bekenntnis zu Dank verpflichtet sein. Er tritt hin und bekennt nicht im Geheimen oder hinter seinem Beichtiger, nein, offen und frei vor der ganzen Nation — jeder soll sein Bekenntnis lesen —, das ist für einen König eine Tat; und er bekennt frei und offen, daß auch in der Wissenschaft der Theologie sich manches ändern könne, — aber den christlichen Glauben will er dem Volke erhalten.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 20. Februar.

Der Reichstag

spiegelte heute während des größten Teiles seiner Debatten über das Reichsamt des Innern die gestrigen Verhandlungen über die Börsengesetzreform im Abgeordnetenhause wieder. Abg. Büsing (natl.) sprach im Namen seiner politischen Freunde den Wunsch aus, daß durch die Reform die Börse ihre frühere Bedeutung und Aktionsfähigkeit wiedererlange; eine Ueberspannung des Bogens, wie Abg. Graf Kanitz sie schildere, sei doch kaum durch diese Reform zu befürchten. Die zwischen den Abgeordneten Kanitz und Gamp einerseits und Abg. Dr. Mommsen anderseits bestehenden Gegensätze über die in Aussicht stehende Reform konnte auch durch diese Debatte nicht ausgeglichen werden. Abg. Spahn verteidigte die Rechtsprechung des Reichsgerichts zum geltenden Börsengesetz, die gestern im Abgeordnetenhause durch den Abgeordneten v. Eynern eine solch scharfe Kritik erfahren hatte. Daß an die Einbringung des Reformgesetzes in dieser Session nicht mehr zu denken ist, bestätigte auch Staatssekretär Graf Posadowsky. Auf Anfrage des Abg. Dr. Hasse (natl.) über das Schicksal des Gesetzentwurfes zum Erwerb und Verlust deutscher Reichsangehörigkeit, stellte der Staatssekretär die Einbringung dieses Gesetzes trotz der sich darbietenden Schwierigkeiten für die nächste Session in Aussicht. — Unlauterer Wettbewerb, Theaterzensur, Schutz der Küstenfahrt usw. lieferten dann weiteren dankbaren Stoff für die Diskussion. Aber das Interesse lag heute außerhalb des Sitzungssaales: in den Wandelhallen hatte sich die Kunde von der Demission des bayerischen Ministerpräsidenten v. Crailsheim verbreitet. Abg. Dr Schädler war der Erste im Besitz dieser Nachricht! Das Ziel des bayerischen Zentrums ist erreicht — — die Genugtuung darüber strahlte aus dem Antlitz Schädlers — — — Zentrum ist Trumpf! Gegen ½6 Uhr konnte endlich die sich an den ersten Ausgabetitel des Etats des Reichsamts des Innern knüpfende Debatte geschlossen und die nicht angefochtene Gehaltsposition für den Staatssekretär des umfangreichsten Reichsressorts als bewilligt ausgesprochen werden. — Bei dem Titel zur Bekämpfung der Reblaus begründete der nationalliberale Abgeordnete Dr. Blankenhorn mit ebenso viel Nachdruck wie Sachverständnis einen Antrag, der dem Reichskanzler Vollmachten erteilen will, in der Frage der Behandlung der Reblausherde in Lothringen ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Anfangs März tritt in dieser Angelegenheit eine Konferenz von Regierungsvertretern in Berlin zusammen und der Staatssekretär Graf Posadowsky bestätigte, daß es sich hier um eine der wichtigsten wirtschaftlichen Fragen handele, die es für den Westen des Vaterlandes gäbe. — Um ½7 Uhr wurde die Verhandlung auf morgen vertagt.

Der Wechsel im bayerischen Ministerpräsidium.

Der protestantische Ministerpräsident Bayerns Graf v. Crailsheim ist gegangen, und der katholische Kultusminister Freiherr v. Podewils ist Präsident geworden: das Zentrum hat gesiegt. Diese Tatsache leugnen zu wollen, bloß weil sie bedauerlich ist, hätte keinen Zweck, und wir sehen auch nirgends den Versuch gemacht, das zu tun. Auch das wird nicht zu bestreiten sein, daß ihn der Schatten des früheren Kultusministers und Zentrumsschützlings v. Landmann gedeckt hat. Dieser mußte gehen, hauptsächlich weil er durch allzu starke Hinneigung zur ultramontanen Partei die Solidarität des Ministeriums störte und durch persönliches Ungeschick bei der Krone und bei den nichtklerikalen Parteien des Landes unmöglich wurde. Obwohl der Ministerpräsident politisch, so namentlich in der Schulfrage, der klerikalen Partei mehr als billig zu willen gewesen war, wurde ihm der Sturz Landmanns, der in erster Reihe ihm zur Last gelegt wurde, vom Zentrum nie verziehen. Bereits in der Kammer wurde dem Ministerium durch die vielbesprochenen Abstriche in den Kunstpositionen des Etats ein Mißtrauensvotum ausgestellt, und nach Schluß des Parlaments nahmen die Angriffe, zumeist allergrößten Kalibers, kein Ende, bis der Zentrumsdelegiertentag des vergangenen Monats dem Ganzen die Krone aufsetzte. Zwischenfälle, darunter das bekannte Swinemünder Kaisertelegramm, mit dem sich anschließenden unaufhörlichen Erörterungen, erschwerten dem Ministerium Crailsheim, das es auch an persönlichem Ungeschick nicht fehlen ließ, die Position derart, daß das Zentrum in den letzten Tagen bereits die Tage des ganzen Ministeriums gezählt sein ließ. Vorläufig ist nun bloß der Präsident geopfert worden oder hat sich geopfert. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß man auch auf den Einfluß einzelner Mitglieder des Königshauses auf den Regenten bei dem jetzigen Wechsel hinweist. Wie weit der dem Zentrum sympathische Frhr. v. Podewils die ultramontanen Wünsche erfüllen wird, bleibt abzuwarten; daß er noch nachgiebiger sein wird als sein Vorgänger, muß man annehmen; was man hofft und hoffen darf, ist die Fortsetzung einer aufrichtig reichsfreundlichen Politik. Aber auf wie lange? Schon heißt es, auch Frhr. v. Podewils sei nur Statthalter für einen reinen Zentrumsmann.

Russisch-französische Eifersüchteleien in der makedonischen Frage.

Aus Konstantinopel wird uns berichtet: Dem aufmerksamen Beobachter ist es hier nicht entgangen, daß die neuesten Vorgänge wiederum den Gegensatz zwischen dem russischen Botschafter Sinowjeff und dem französischen Botschafter Constans schroff hervortreten ließen. Constans empfindet es offenbar als eine Zurücksetzung, daß die makedonische Reformfrage ausschließlich von den Botschaftern Rußlands und Oesterreichs behandelt und Frankreich trotz seines Bundesverhältnisses zu Rußland ganz übergangen wird. Und doch hat sich Herr Constans während der letzten Monate so eingehend für die Neuordnung der türkischen Finanzen eingelegt, ein Werk, das mindestens ebenso wichtig ist, wie die Reformen in der Verwaltung. Denn ohne die Linderung der drückenden Finanznot ist doch an eine wirkliche Besserung der Verwaltung gar nicht zu denken. Aus dem Mißmut des Herrn

Feuilleton.

Feierstunden.

2]

Ein Jahr aus einem Leben.

Von Emil Roland.

Nachdruck verboten.

Es schmerzte sie tief, aber eines hatte sie doch erreicht: sie hatte ihr Leben auf ein höheres Piedestal gehoben.

Den Zünftlern über Ruhm und Größe sagte sie Valet und ging tapfer unter die Reihen derer, die, was sie treiben, Kunsthandwerk nennen, einige mit verzweifeltem, andere mit resignierten Lächeln.

Sie tat Dinge, von denen sie sich geschämt haben würde, Hausmann zu erzählen: sie stilisierte Monogramme für Ausgeneh[illegible], [illegible]nete Eisichkarten, ja, sie brannte Wappen in Leder.

Und sie sank noch tiefer: sie illustrierte sogar Postkarten, einmal sogar die Reklame für ein Weingeschäft.

Das war aber auch der tiefste Tiefstand.

Allmählich fand sie eine gewisse Spezialität heraus: Architektur in Aquarell. Dazu gehörte weniger Genialität als eiserner Fleiß, und den hatte sie ja. An der Münchener Frauenkirche machte sie ihr Meisterstück, dem sie dann den Auftrag für Italien verdankte.

Und mit dem Gefühl, Ufer zu sehen nach langer, mühevoller Meerfahrt, fuhr sie alpenabwärts — mit dem Hausmann als Gefährten.

Der Hausmann war für sie, was für andere Leute Goethesche Verse sind oder Schopenhauersche Weisheit, eine Art Rettungsstation in den banalen Alltagswogen des Lebens.

Durch ihn verstand sie Italien und die Schätze des Altertums, lernte klassische Epochen der Vergangenheit begreifen und lieben. Seine Bücher waren Offenbarungen für sie.

Und nun war er ihr plötzlich selbst über den Weg gegangen.

Sie hatte zuweilen Bilder von ihm gesehen, Porträts, Radierungen, einmal eine Bronze, auf die sie sich deutlich besann. Der braundunkle Ton der Bronze hatte dem Kopf einen antiken Anhauch gegeben, der so gut zu der Persönlichkeit paßte.

Aber erkannt hätte sie ihn nach keinem dieser Abbilder. Es war etwas in seinen Zügen, das keine Kunst wiederzugeben vermochte — ihr höchster Reiz, der des wandelbaren Ausdrucks, ließ sich in keinem Material festbannen.

Sie hatte nur einen Wunsch: ihn wiederzusehen.

Der Begriff „Hausmann", der bisher drei braune Bände für sie bedeutete, war verflogen und ein Mensch an seine Stelle getreten — ein Mensch mit seinem Reiz.

* * *

Ravenna erschien ihr plötzlich wie verändert.

Das war nicht mehr die schlummerstille Stadt, in der der Lebende kein Recht zu haben schien und nur große Tote regierten — eine Stadt der Wirklichkeit war's, sommerlich und aufregend. Mit einem Male schien ihr das antike Pflaster nur dazu vorhanden, einem Menschen wie ihm darauf zu begegnen. Honorius' und Galla Placidias seltsame Schatten verloren ihren Vorzeitschauder für sie, nun sie vor ihren Sarkophagen ihn zu treffen hoffte.

Ihre Arbeit ruhte.

Sie wanderte stundenlang durch Ravennas bädekerbesternte Herrlichkeiten, unermüdlich wie ein Tourist, der nur wenige Stunden für Ravenna hat und genau weiß, daß er nie, niemals zurückkommen wird.

Aber sie begegnete ihm nicht, weder heute, noch morgen. Was tat er?

Sie wußte, daß man nicht nach Ravenna geht, um sich im Hotelzimmer zu vergraben, vollends nicht jemand wie er.

Schließlich faßte sie Mut, nahm ihr „Kirchen-Inneres" von Sankt Apollinare zu sich und ging ins Hotel Byron.

Der alte Herr sei leidend gewesen, erzählte der Kellner, als er sie die graue Steintreppe emporwies.

Und zagend trat sie über seine Schwelle.

In dem großen Eckaal, den er bewohnte, waren die blauen Rouleaus herabgelassen. Ein mildes, schwaches Licht glomm dämmerungszart an den roten Wänden entlang, von denen rechts Garibaldi, links Re Umberto gleichgültig und angestaubt herniedersahen.

Hausmann trat ihr entgegen, etwas unsicher, mit fragendem Blick. Es war nicht klar, ob er sie und ihr flüchtiges Begegnen nicht vielleicht schon ganz vergessen hatte, ob nicht das Aquarell allein ihm die Erinnerung wachrief und gleichsam als eine Art Visitenkarte fungieren mußte.

„Ich möchte", stammelte sie, „Ihnen diese kleine Arbeit . . ."

Weiter kam sie nicht. Es genügte auch. Er verstand und freute sich. Ja, er schien sich wirklich zu freuen, denn es glitt wie ein Lächeln über seine Züge hin.

„O, Sie kommen zu guter Stunde!" sagte er. „Denken Sie, ich empfand, was ich wohl eigentlich in meinem ganzen Leben noch nie empfand: Menschenhunger. Ich bin nämlich Patient — meiner Augen wegen", er seufzte etwas ungeduldig. „Das kommt von all dem Sonnenglanz da draußen, und wenn man zu viel hineinschaut! Ich muß bei geschlossenen Rouleaus sitzen, darf nicht schreiben und, was ärger ist, nicht lesen —"

„O", sagte sie. Ein geistreicheres Aperçu fiel ihr zu ihrem Zorn nicht ein. Seine Klagen gingen ihr viel zu tief.

„Sie sehen, es ist ein mildes Werk, wenn man mich etwas unterhält —"

Sie schaute ihn ratlos an. Ihn unterhalten, ihn, der so weltenhoch über ihr stand? Wovon? Etwa von der Zeit, als sie Menus zeichnete, oder von der Reklame für das Moselweingeschäft, oder vielleicht gar von Kunst? Das wäre ja gerade so vermessen, dachte sie, als wenn ein junger Attaché einem Bismarck Winke in Politik geben wollte . . .

Die Pause wurde bereits ordentlich lang. Da kam ihr ein rettender Gedanke.

„Wenn ich Ihnen vielleicht etwas vorlesen dürfte?" fragte sie. „Ich lese sehr gern —"

„Wirklich?" rief er. „Sie wollten —"

Er sah plötzlich sehr erfreut aus.

„Mit tausend Freuden!" und sie streckte ihm ihre Hände hin. „Wo sind Bücher?" fragte sie. „Ich gehöre zu jenen Wesen mit unermüdbarer Lunge. Ich lese, wenn es sein muß, das ganze „befreite Jerusalem" in einem Zuge."

Er lächelte.

„Dann lesen Sie mir lieber meinen Dante in einem Zuge", und er reichte ihr den Goldschnittband, der aufgeschlagen auf seinem Tische lag.

Sie nahm ihren Hut ab, strich mechanisch über ihr dichtes Blondhaar, das sich so hübsch an ihren Schläfen lockte, sah eine Sekunde hinüber zu ihm, der sich etwas müde in seinen Stuhl lehnte, setzte sich ihm gegenüber an den Tisch und begann ohne weitere Umstände mit dem Gesang, über dem sein Zeichen lag.

Durch das dämmerige Gemach klangen voll und schön die ewigen Terzinen von ihr zu ihm . . . Und er lauschte dankbar, ganz hingenommen vom großen Zauber des Florentiners, der ihm von jeher so viel gewesen war, so daß er sich nie hatte sättigen können an dem stolzen Zuge seiner unsterblichen Poesie.

Und sie war auch hingenommen, aber trotz aller Dantevereehrung nicht allein von dem, was sie las, mehr noch von der Gunst des Zufalls, der sie so plötzlich dem großen Manne gegenüber geschoben hatte, einem langjährigen Ideal so wirklich nahe.

Und immer wieder, während sie las, flog ihr Blick sekundenschnell zu seinem Profil hinüber, das so edel und gedankenvoll auf dem blauen Zwielicht stand. Und zuweilen lächelte sie über ihn mit dem nachsichtigen Lächeln der Liebe, weil er gar nicht daran dachte, daß diese Dämmerung ihren Augen schaden könne, dieses blaue Zwielicht, in dem sie nur undeutlich die Buchstaben erkannte, weil er sie lesen ließ Stunde auf Stunde, bis endlich die Glocken von San Francesco das Avegeläut anstimmten und ihn aus seinem Sinnen störten.

„Wie, schon?" fragte er, wie aus einem Traum gescheucht.

Sie schloß das Buch.

„Nun die Sonne hinab ist, dürfen Sie vielleicht doch ausgehen", sagte sie. „Oder soll ich nach Licht klingeln?"

„Ach nein, kein Licht. Ich will noch in der Dämmerung sitzen und dem allem nachdenken — ich danke Ihnen."

Sie wußte nicht, ob sie noch bleiben dürfe, und ging — ging mit leisen Schritten, wie sie gekommen, und er, der noch ganz unter dem Bann der Dantescheu Muse stand, sagte nicht einmal etwas von Wiedersehen.

Ja, ein Sonderling war er doch!

Lächelnd trat sie ins Freie.

So himmlisch kühl war es geworden nach dem heißen Tag! Sie ging mit eiligen Schritten dahin. Wanderlustig war ihr zu Mut, und so beschwingt dabei, so von Glücksgefühl getragen.

Dem Stadttor eilte sie zu und ins Weite hinaus. Nebel wogten über dem Gefilde; gespenstisch lagerten sie auf den Feldern von Mais und den blauen, langstielligen Sumpfblumen, die hier und da im Grase standen.

Bis ans Ufer des Ronco ging sie. Die blassen Wellen zogen totenstill dahin, traurig und verlassen, wie abgestorbene Flußwogen der Unterwelt.

Ihr fiel ein, daß es ja ungesund und auch sonst nicht ungefährlich sei, so allein in den ravennatischen Abend hinauszuwandern, und sie kehrte halberschrocken um, den kleinen Lichtern entgegen, die hier und da aus den Häusern am Mauerrand zu leuchten begannen.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.